Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 14 (1958)
Heft: 6

Artikel: Vom unbekannten Deutschfreiburg : (Schluss)
Autor: Boschung, P.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420550

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vom unbekannten Deutschfreiburg

(Schluß) *Von Dr. med. P. Boschung*

Bedenkt man die starken welschen Einflüsse, denen unser Völklein schon unter der Patrizierherrschaft und erst recht seit dem 19. Jahrhundert ausgesetzt war, so staunt man, wie wenig es bisher von der fremden Sprache angenommen hat. Sie hören etwa Lehnwörter wie: e beng, juscht und juschtement, ssessa, kommod, parat, eggspräß, tampi, pärforsch, plagiere, bugere, a Pärisol, as Puffet, de Trossel, a Pavi, Santine, zu denen in unmittelbarer Berührung mit Französisch und Patois einige andere dazukommen. Von der Sprache der Bolzen — das sind die Bürger der alten Stadtquartiere — soll hier nicht die Rede sein. Sprachpsychologisch steht sie auf der gleichen Stufe wie Rotwelsch, Mattenenglisch und Höschdeutsch, übertrumpft aber die beiden letzten durch die Reichhaltigkeit des Wortschatzes, der aus dem Patois, dem Französischen und dem Deutschen geschöpft wird. Die Mundart der Sensebezirkler aber ist eine Bauernsprache, die es nicht nötig hat, sich mit fremden Federn zu schmücken. Aber auch darin scheint sich einiges zu ändern. Die deutschschweizerische Unsitte, sich mit dem fremden „merci" zu bedanken, ist auch bei uns eingezogen, und das früher landesübliche „Vergälts Gott" bekommt man nur noch aus dem Munde alter Leute zu hören. Die Zunahme französischer Taufnamen in Familien mit deutschen Sippennamen, sogar in solchen, wo niemand Französisch versteht, ist ein weiteres Krankheitszeichen. Es verrät Überschätzung des Fremden und Minderwertigkeitsgefühl für das Eigene, Schwächen, die sich nicht auf das Sprachliche beschränken.

Später, aber schlimmer trat der Einfluß des *Berndeutschen* in Erscheinung. Zuerst kaum bemerkt, nach der Einwanderung einzelner Berner Bauern, denen die in der Bundesverfassung von 1848 gewährleistete Niederlassungsfreiheit den Weg geöffnet hatte, und neuerdings mit erschreckender Schnelligkeit und Tiefenentwicklung durch den täglichen Verkehr vieler Sensebezirkler mit Bernern auf den grenznachbarlichen Arbeitsplätzen. Die Folgen dieser Bevölkerungsdurchmischung, die vom Wirtschaftlichen her gesehen als schicksalshafte Notwendigkeit erscheint, sind vom Stand-

punkt des Sprachfreundes betrachtet, höchst bedauernswert. Was unsere Leute heimbringen, ist nicht die Sprache Rudolf von Tavels und Simon Gfellers, sondern sind Bruchstücke einer Mundart, die selbst schon die Spuren des Niederganges in sich trägt, vor welchem Otto von Greyerz gewarnt hat. Der eigentümliche Tonfall geht zuerst verloren, statt „ghäbe" sagt man schamhaft „gha"; „mier hei", „mier wei" wird leichter verstanden als „mier hii u mier wii". Ihre Sprache ist schließlich weder ein Bern- noch ein Freiburgdeutsch. So hat das Abschleifen und Verwischen charakteristischer Merkmale im Laut- und Formenbestand unserer Mundart, die ihr bester Kenner, Prof. Walter Henzen, meisterhaft geschildert hat, das Eindringen von Zügen aus der Schriftsprache und noch mehr aus bernischen Dialekten, mit einem Wort, die Verflachung der echten Mundart der Berner Grenze entlang solche Ausmaße angenommen, daß man einen eigentlichen *Sprachzerfall* befürchten muß. Es ist schwer zu sagen, wieviel man der zwangsläufigen Entwicklung und was man dem Mangel an persönlicher Widerstandskraft oder dem Fehlen eines gesunden „Nationalstolzes" zuschreiben will. Sicher ist es nicht immer Leichtfertigkeit, die zur Aufgabe der sprachlichen Eigenheiten verleitet, sondern häufig die Erkenntnis, daß jener, der beim stärkeren und reicheren Verwandten Arbeit und Brot sucht, den ersten und größeren Schritt zur Verständigung tun muß.

Denn das haben wir im Laufe der Jahrhunderte gelernt, daß einer Minderheit eine gewisse Bescheidenheit nicht übel ansteht. Und diese Mäßigung, welche von ungebührlichen Ansprüchen wie vom Verzicht auf Wesentliches gleich weit entfernt den goldenen Mittelweg sucht, ist eine der Grundlagen unseres guten Auskommens mit den welschen Mitbürgern, dessen wir uns trotz einiger kleinerer Mißstände erfreuen. Auch in einer Bevölkerung gleicher Rasse, *eines* Glaubensbekenntnisses und einheitlicher Sprache liegt Stoff zu unzähligen Meinungsverschiedenheiten und Zusammenstößen. Das Zusammenleben von Menschen verschiedener Zungen bietet *eine* Gelegenheit mehr zu jenen Widerwärtigkeiten, die wir als Teil der Mühsale des menschlichen Daseins auf uns zu nehmen haben und die oft nicht im bösen Willen der andern, sondern oft in der Sache selbst begründet sind. So befruchtend Zwei- und Mehrsprachigkeit für den einzelnen Gebildeten sein kann, auf die kulturelle Leistungsfähigkeit der Sprachgruppen, die auf engem

Raum und mit beschränkten, weil geteilten Mitteln zusammen wohnen, wirkt sie eher hemmend. So besitzt Freiburg, eine Hochschul-Stadt mit fast 30 000 Einwohnern, kein eigenes Theater, sondern ist auf Gastspiele aus Losanen und Bern angewiesen. — Zweisprachige Gemeinwesen haben Schwierigkeiten zu überwinden, von denen andere nichts wissen: alle Gesetze, Verordnungen, Mitteilungen an die Gemeinden und Pfarreien müssen in zwei Sprachen herausgegeben werden. Lehrmittel sind für beide Sprachgruppen getrennt zu beschaffen. Die Auswahl der Behörden und Beamten muß neben andern Fähigkeiten die sprachliche Ausbildung berücksichtigen.

Wenn auch die kulturellen Werte, die damit erhalten werden, unendlich mehr wert sind als die Mehrkosten, die wir um ihretwillen zu bezahlen haben, so deuten doch diese wenigen Beispiele an, daß man an der Sprachgrenze nicht um Buchstaben zanken und die Gerechtigkeit nicht mit dem Zentimeterstab ausrechnen darf. Im täglichen Leben ist der Sprachenfriede eine Frage der Rücksicht und des gegenseitigen Entgegenkommens, im öffentlichen Leben ist er die Kunst des Möglichen. Eine freiburgische Ratsverordnung von 1409 bedrohte alle Familienväter, deren große oder kleine Kinder einander „Alaman“ und „Roman“ schimpften und die sprachliche Überlegenheit durch Schlägereien bewiesen, mit 10 Schilling Buße. Diese Tatsache und die Erinnerung an den berüchtigten „Graben“ mahnen uns, daß das friedliche Zusammenleben zweier Sprachgruppen in einem geordneten Staatswesen zu jenen kostbaren Gütern gehört, die es wert sind, daß man sie täglich neu verdient.

Trotz den soeben erwähnten, vorübergehenden Verschärfungen unseres Verhältnisses darf man sagen, daß die Sprachgrenze bei uns nie zur Kriegsfront wurde. Dies verdanken wir, außer der vernünftigen Einstellung der Mehrheit, einerseits dem friedfertigen Verhalten der Minderheit, anderseits der Tatsache, daß der sprachbedingte Gegensatz durch andere Trennlinien ausgeglichen wird, die gleicherweise durch beide Sprachgruppen hindurchziehen. Die Entzweiungen, die jeder Staat im Laufe seiner Geschichte durchmacht, hatten ihren Vorwand nie in der sprachlichen Verschiedenheit, sondern lagen im Sozialen und Politischen. Annähernd die gleiche gesellschaftliche Schichtung wiederholt sich heute in allen

Bezirken. Beide Bekenntnisse führen Menschen französischer und deutscher Zunge zusammen. Alle politischen Parteien haben Anhänger in beiden Sprachgebieten. Mehrere Vereinigungen mit kulturellen, beruflichen oder sportlichen Absichten wirken für das gesamte Kantonsgebiet. Diese mannigfachen Überschneidungen, und vor allem die konfessionelle und parteipolitische Uneinigkeit hindern anderseits die sprachliche Minderheit daran, in der Politik jene Rolle zu spielen, die ihr zahlenmäßig zukäme.

Wer die Ortsverhältnisse kennt, hütet sich, Sprachen- und Rassenfragen auf den gleichen Nenner zu bringen, denn die Verhältnisse liegen nie so einfach, wie gewisse Schriftsteller sie darstellen, die hochtrabend von romanischer und germanischer Kultur schreiben und Noten austeilen. Jeder, der die Sprachgrenze aus persönlichem Erlebnis kennt, weiß, daß sie durch Verwandtschaften und Familien, ja, in den Kindern aus sprachlichen Mischehen, durch einzelne Menschen hindurchgeht und deshalb unmöglich die messerscharfe Linie sein kann, wie Übereifrige in Paris oder Berlin, fern vom Geschütz, sich vorstellen. Wirkt es nicht wie ein ausgleichendes Spiel der Geschichte, das uns versöhnlich stimmen muß, wenn Leute mit guten deutschen Namen als Mehrer französischer Kultur auftreten und auf der andern Seite Männer mit welschen oder verdeutschten Namen die deutsche Sprache verteidigen? Diese Erkenntnisse müssen vor allem uns an der Sprachgrenze helfen, die unvermeidlichen Schwierigkeiten mit Humor und, bei aller Festigkeit und Folgerichtigkeit im Grundsätzlichen, mit viel Sinn für das Verbindende, das Allgemein-Menschliche zu meistern.

Der Sprachenfriede wird uns auch in Zukunft erhalten bleiben, wenn die welschen Mitbürger unserem kleinen Volke auf seinem angestammten Boden die gleichen Rechte zugestehen, welche sie selbst als französische Minderheit in der Eidgenossenschaft beanspruchen; wenn sie an der bewährten Überlieferung des Willens zum gegenseitigen Verstehen und an der Gewährleistung der Sprachgebiete festhalten; und wenn sie sich nicht von auswärtigen Allianzen und Instituten als Vortrab zu Eroberungen einspannen lassen.

Diese friedenserhaltende Gesinnung setzt voraus, daß man andere Kulturen und Sprachen als gleichwertig und gleichberechtigt an-

erkennt. Sie ist unvereinbar mit dem Glauben an die Sage von der Überlegenheit der romanischen Kultur. Dieses eingeführte, chauvinistische Schlagwort entlarvt sich schon dadurch, daß es rassische und kulturelle Begriffe vermischt. Es verschweigt, daß Franken und Burgunder Germanen waren wie die Alemannen; es verheimlicht, daß die Teilhaberschaft an der abendländischen Kultur in ihrer humanistischen, griechisch-römischen Prägung nicht den Angehörigen einer romanischen Sprache vorbehalten ist.

Aber nicht nur Vorstöße der Mehrheit könnten das Gleichgewicht stören, sondern auch Zurückweichen und Gleichgültigkeit der Minderheit. Damit ist unsere Aufgabe klar gezeichnet: es darf auf unserer Seite keinen leeren Raum, oder, um mit den Wetterkundigen zu sprechen, kein Tiefdruckgebiet geben. Rechte gehen unaufhaltsam verloren, wenn man aus falsch verstandener Zuvorkommenheit von ihnen nicht Gebrauch macht. Das verpflichtet uns, für die grundsätzliche Gleichberechtigung der Minderheit im privaten und öffentlichen Leben einzustehen. Bei aller Achtung vor den Kulturwerten, deren sich unsere welschen Mitbürger rühmen, wollen wir den Stolz auf die eigenen, auf unsern Anteil an den gemeinsamen und den Sinn für die Reinheit unserer Sprache wecken. Die deutsche Sprache ist es nicht weniger wert als jede andere, daß man sie liebt und pflegt, sie immer besser erlernt, auch sie verdient es, daß man zu ihr steht! Nirgends ist Sprachpflege wichtiger als an der Berührungsfläche mit andern Sprachen. Sie muß sich, wie jede deutschschweizerische Sprachpflege, der *Mundart,* unserer Muttersprache im engsten Sinn des Wortes, annehmen, darf aber auch die *Hochsprache* nicht vernachlässigen, die uns durch das Schrifttum die kostbaren Schätze des deutschen Geisteslebens vermittelt, uns mit den Menschen des großen deutschen Sprachgebietes kulturell verbindet, und uns nicht selten auch die Verständigung mit Angehörigen anderer Sprachen ermöglicht. Wie viel hierin vom Verantwortungsbewußtsein der Lehrerschaft aller Unterrichtsstufen und vom guten Beispiel der Gebildeten abhängt, braucht wohl nicht eigens hervorgehoben zu werden.

Bei diesen Bemühungen um die Erhaltung des Gleichgewichts dürfen Sie, werte Sprachfreunde aus der deutschen Schweiz, sich nicht mit der Rolle des unbeteiligten Zuschauers begnügen. Nicht nur

der Weltfriede, auch die sprachliche Gerechtigkeit ist unteilbar. Was bei uns fällt, geht auch Ihnen, dem gesamten deutschschweizerischen Sprachgebiet, verloren. Ob zum Beispiel die deutschen Ortsnamen an der Sprachgrenze erhalten bleiben, hängt nicht nur von uns, sondern ebensosehr von Ihnen ab. Wer nicht begreift, daß Ortsnamen zu den wertvollsten Kulturgütern gehören, möge sich wenigstens durch die sprachpolitische Bedeutung belehren lassen, welche man ihnen *jenseits* der Sprachgrenze beimißt. Im Sonderheft der „Cité nouvelle" über die Jurafrage schrieb André Muller 1947: „Un mot de votre langue fixé sur le sol d'autrui, c'est, sur ce sol même, l'origine d'un droit territorial demain incontestable." Es gibt also keinen Zweifel: Namen stehen für das Ganze! Auf unsere Verhältnisse angewandt heißt dies: jene Deutschschweizer, die aus Unwissenheit, Gutmütigkeit oder Bildungsdünkel in Wort und Schrift den französischen Namen unserer Stadt und unseres Kantons verwenden und damit den alten deutschen Namen außer Kurs setzen, arbeiten hinter unserem Rücken daran, die westliche Grenze des deutschschweizerischen Sprachgebietes, die heute durch die Städte Freiburg und Murten geht, nach Osten zu verschieben. Wer dies nicht will, muß eben durch Taten beweisen, daß wir eine Sprach-*Gemeinschaft* sind!

Zweierlei Deutsch

Stimmen aus Ostdeutschland

Paul Waldburger

Im „Sprachspiegel" Nr. 5 wurde anhand der Mannheimer und der Leipziger Duden-Ausgaben die bedauerliche Tatsache belegt, daß durch die Aufspaltung Deutschlands auch die deutsche Sprache einen unheilvollen Riß erlitten hat. Die sprachliche Einheit, vornehmlich das Werk Luthers und der Klassiker, ist heute noch das stärkste Band zwischen Ost- und Westdeutschland. Nur mit Beklemmung kann man sich ausmalen, was geschähe, wenn dieses Band reißen sollte. Die Folgen wären nicht nur politischer Art. Wer diesseits des Eisernen Vorhanges lebt, sieht die große Gefahr darin, daß Ostdeutschland in starkem Maße und sozusagen aus-